



Vratislav
Maňák

DER
**MANN
IN DER UHR**

*Meiner Schwester dafür,
dass sie mir Märchen erzählt hat.*

- Der singende Zeiger **6**
- Von den zwei Uhrmachern **14**
- Innovator Leoschina **26**
- Eine neue Dimension des Reisens **30**
- Sperrgut **46**
- Die unersättliche Telefonzelle Cäcilie **52**
- Wie sie die Zeit anhielten **60**
- Die Schlauflosen im Turm **64**
- En garde **72**
- Der erste Erfolg des Bettomaten **82**
- Warum im Herbst die Zeit verstellt wird **90**

Vratislav Maňák

DER
MANN
IN DER UHR

ODER:
WARUM IM HERBST DIE ZEIT VERSTELLT WIRD

Aus dem Tschechischen von Lena Dorn
Illustriert von Igor Kuprin

Karl Rauch



DER SINGENDE ZEIGER

Es ging auf fünf Uhr zu. Wie jeden Werktag um diese Zeit war der Bahnhof voller Menschen. Sie stiegen ein und aus, winkten Verwandten und begrüßten sie herzlich, zahlten Trinkgeld an Träger und trugen selbst Taschen, zündeten sich am Bahnsteig Zigaretten an und kauften Abendzeitungen, klingelten an der Gepäckaufbewahrung und warteten auf ein Taxi oder standen einfach das surrende Bahnhofsdurcheinander betrachtend herum, womit sie den Ballonseidenjacken, Havelocks, Flauschmänteln, Lederjacken, Regenmänteln und Umhängen mitunter im Weg waren, die sich wispernd mit dem Geklapper Hunderter Schritte in unterschiedlichen Rhythmen zu einer gemeinsamen brausenden Hauptbahnhofsmelodie vermischten. Um fünf Uhr fünf wurde diese von der Stimme eines Bahnangestellten durchschnitten, der durch einen rostigen Lautsprecher mit einer ebenso rostigen, knarrenden Stimme verlautbarte, dass auf Gleis fünf der verspätete internationale Express Petersburg – Paris nun Einfahrt erhielt.

Aus dem Zug stiegen drei Personen aus. Ein Mann, eine Frau und ein Kind – ein Mädchen. Sie hatten jeweils nur ein kleines Köfferchen in der Hand und benötigten keinen Träger. Der Mann trug eine Brille auf der Nase, weswegen er schneller als die Frau den Pfeil erspähte, der zum Ausgang wies, und er ging los in die angezeigte Richtung. Die Dame (auf deren Kopf ein extravaganter türkiser Hut schwankte und schlenkte) trippelte brav hinter ihm drein und schaute abwechselnd auf den Weg, auf die umständlichen Rüschen ihres viel zu langen Kleides und auf die Tochter, die langsam hinter den Eltern hertrödelte.

Das Hauptgebäude des bereits etwas älteren Bahnhofs hatte die Farbe von Aprikosenmarmelade, überdacht war es von einer bauchigen grünen Kuppel, die mehr an eine Nikolausmütze erinnerte als an irgend etwas anderes. Unter ihr wurde Tag für Tag zwischen sechs und sieben Uhr morgens sowie gegen fünf Uhr nachmittags eine wirre Partie Schach voller Rochaden und Matts gespielt. Kein Wunder. In der nachmittäglichen Hauptverkehrszeit war es am Bahnhof für gewöhnlich besonders voll, eilende Leute wechselten sich in hoher Frequenz an den Kassen ab, standen sich gegenseitig im Weg und stießen beinahe zusammen. Der große Stolz der Haupthalle war überdies ihr einzigartiger Steinboden aus schwarzem und weißem Marmor, der aussah wie ein Schachbrett.

Wahrscheinlich hätte der ungewöhnliche Fußboden die Familienmitglieder in Erstaunen versetzt, brächten sie nicht ohnehin den Großteil ihrer Zeit in Bahnhofsgebäuden zu (auf die man in jener Zeit in ganz Europa stolz war). Sie hatten schon den Amsterdamer Bahnhof gesehen mit seinem Saal voller maurischer Säulen, den Bahnhof in Antwerpen, der einen barocken Dom verschluckt zu haben schien, die Eisenbahnstation in Hamburg, die an einen Schiffskiel erinnerte, den Bahnhof in Stockholm, in dem Tausende Lämpchen hingen wie in einer Universitätsbibliothek, und den Bahnhof in Warschau, in welchem der Architekt die Strenge einer Kaserne mit der Protzigkeit einer Theaterfassade zusammengebracht hatte. Als sie alle drei in der Mitte der Halle und der Menschenmenge stehen blieben, blickten sie denn auch weniger bewundernd zur Stuckdecke hinauf als vielmehr nach einer Telefonzelle suchend umher.

»Papi muss noch schnell telefonieren, weißt du?«, erzählte die Frau dem herumstiefelnden Mädchen.

Das Mädchen hieß Lenka, alle nannten sie Lenuschka und sie selbst nannte sich Lena.

Noch bevor der Vater die Telefonzellentür hinter sich schließen konnte, schlüpfte Lena-Lenka-Lenuschka zu ihm hinein, wand

sich zwischen seinen Knien hindurch und beobachtete mit offenkundiger Faszination, wie er den langen Zeigefinger in die Wähl scheibe steckte und das schwarze Rädchen dann wieder losließ, woraufhin es sich leise klickend zurückdrehte. Es interessierte sie sehr, ob er den Finger auch befeuchtete, so wie er es immer machte, wenn er morgens die Zeitung aufschlug, aber bevor sie fragen konnte, kam ein knisterndes »Sie können jetzt sprechen« aus dem Hörer, und Vater begann sein Telefonat.

»Hallo? Hier spricht Leosch Schina«, schrie er in die Telefonmuschel und hielt sich mit einem Finger das andere Ohr zu, um besser hören zu können. »Ich bin gerade angekommen mit meiner Frau und meiner Tochter ... Danke der Nachfrage, die Fahrt war ausgezeichnet. Heute Nacht fahren wir nach Wien weiter, ich glaube so gegen zwei ... ja genau, um zwei Uhr nachts ... Da haben Sie ganz recht, eine unchristliche Zeit. Also sagen Sie, um wie viel Uhr könnten wir uns treffen?« Er drückte den Hörer noch fester ans Ohr, schaute durch die halb geöffnete Tür der Telefonzelle zu seiner Frau, die gerade einem Zeitungsjungen die aktuelle Ausgabe der lokalen Abendzeitung abkaufte, und zu Lenka, die mit dem Telefonkabel spielte. Ganz offensichtlich störte sie.

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe Sie nicht verstanden, hier am Bahnhof ist es unglaublich laut, was haben Sie gesagt?«, fragte er, und er schob das Töchterchen hinaus und schloss energisch die Tür. Für zwei war die Zelle eindeutig zu klein.

Lenka hatte sich kaum umgedreht, da war die Tür schon hinter ihr zugeschlagen. Dabei interessierte sie sich außerordentlich für das Telefonieren (sofern man bei einem achtjährigen Mädchen von außerordentlichem Interesse sprechen kann) – die Vorstellung, dass es ein Kabel gibt, welches menschliche Worte nicht nur quer durch die Straßen, sondern auch durch Städte und Länder leiten kann, beschäftigte ihre Fantasie, schon seitdem sie von der Existenz des Telefons erfahren hatte. Darum presste sie Stirn, Nase

und Kinn an die Glasverkleidung der Telefonzelle, um der Sache endlich auf den Grund zu gehen, aber sie sah nur Vaters zerknitterte Hosenbeine. Sie konnte nicht bis zu seinem Kopf schauen, seine Stimme nicht hören, und auch an die Türklinke reichte sie nicht heran. Lenka war nämlich für ihr Alter ungewöhnlich klein. Schließlich gab sie die Anstrengungen auf und sah sich nach ihrer Mutter um, die sich inzwischen auf eine Bank in der Nähe gesetzt hatte.

»Lenuschka«, rief sie, »komm brav her, setz dich schön neben mich aufs Bänkchen«, und sie tätschelte mit der Handfläche den freien Platz neben sich, »Papi muss noch eine sehr wichtige Verabredung machen, weißt du. Wenn er fertig ist, holen wir uns beim Bäcker ein ganz tolles süßes Teilchen.« Dann zog sie ein Lorgnon aus der Handtasche, schlug die Zeitung auf und vertiefte sich in die Lektüre ... ohne zu bemerken, dass die kleine Tochter auf ihren niedrigen Absätzen kehrmachte und tief gekränkt quer durch die Bahnhofshalle davonschritt.

»Blödes Bänkchen«, sagte sie mit finsterem Blick. »Blödes Teilchen. Blöde Lenuschka. Ich bin doch überhaupt keine Lenuschka! Das klingt wie Babuschka«, grummelte sie und stieß trotzig mit den Stiefelspitzen auf, wie es Soldaten bei der Wachablösung zu tun pflegen. Nichts machte sie so wütend wie Verniedlichungsformen.

Lenka war acht Jahre alt – genauer gesagt acht Jahre, fünf Monate und dreizehn Tage. Ihre Eltern waren sehr viel auf Reisen. Ihr Vater verhandelte schon seit einigen Monaten mit Eisenbahn-gesellschaften in ganz Europa über eine mögliche Unterstützung seines Geschäftsvorhabens, einer Idee, von der er behauptete, sie sei bahnbrechend, aber von Schinas Bahnbrechertum waren die Bahngesellschaften bislang noch nicht besonders überzeugt.

Ehefrau und Tochter begleiteten ihn auf seinen Fahrten; und so hatte die Familie Schina ihre Wohnung in einem ruhigen Stadtteil vorübergehend gegen einen Waggon für Gütertransporte,

echten Ceylon aus dem Laden gegen gepanschten Tee aus dem Speisewagen und den Apfelduft von selbstgemachtem Strudel gegen den bitteren Luftzug verrosteter Gleise eingetauscht. Lenkas Mutter hatte allerdings gegen so ein Leben gar nichts einzuwenden, auch Lenka machte es nichts aus. Sie musste nämlich seither nur in Ausnahmefällen zur Schule, und in Böhmischem Mohnberg, wo sie gerade ankamen, waren um diese Zeit sogar Herbstferien. Derzeit setzte sie sich also gar nicht ans Tintenfass.

Man muss zwar sagen, dass Lenkas Großmutter Ruth oft lamentierte, »aus diesem Kind wird niemals was Anständiges werden«, die Eltern waren jedoch anderer Meinung, was die Bildung ihrer Tochter betraf, und dafür war ihnen Lenka – soweit sie die Gespräche der Erwachsenen verstand – außerordentlich dankbar. Diesmal hatte *Mam* sie aber wirklich auf die Palme gebracht.

Es gab da eine Sache, die Lenka überhaupt nicht ausstehen konnte: Wenn Eltern und Verwandte in ihrer Gegenwart lispelten, zwitscherten, gurrten, piepsten, quiekten, jaulten, miauteten, tüdelten, die Wörter verhunzten und herumstotterten, kurz, wenn sie ihr mjäm mjäm Süppchen anboten und düdeldei schönes Brötlein mit Bütterchen, obwohl ihr doch eine gewöhnliche Suppe und ein einfaches Brot mit Butter völlig ausreichten.

Sie selbst sah deshalb im Park niemals Rotkehlchen. Für Lenka waren das *Rotkehlen*. Zu Weihnachten wünschte sie sich einen *Plüschanin*. Am Abend wollte sie von den Eltern die *Mär* von *Schneewitte* vorgelesen bekommen. Den Vater nannte sie nicht wie andere Kinder Papi, sondern Pap, und die Mutter statt Mami Mam. Und sie würde immer einen *Strauß von Weidenkatzen* pflücken, niemals ein Sträußchen von Weidenkätzchen.

Als die Mutter nun zwitschernd nach ihr rief, »Lenuschka, setz dich schön aufs Bänkchen, dann gibt es ein tolles süßes Teilchen«, da ärgerte sich das Mädchen. Sie hätte sich viel lieber völlig normal auf eine *Bank* gesetzt und dann ein *Teil* zu sich genommen.



VON DEN ZWEI UHRMACHERN

Lenka schürzte die Unterlippe. Bis zu diesem Zeitpunkt war ihr noch nie in den Sinn gekommen, dass es Leute geben könnte, die als Minuten- oder Stundenzeiger arbeiten. Am Ende sind auch die Puppen im Theater nur kleinwüchsige Leute an Schnüren, die sich in Holzkostüme kleiden, und die schönen Damen auf den Pralinenschachteln arbeiten in Wirklichkeit als Spezialangestellte in der Schokoladenfabrik. Sie dürfen sich nur nicht bewegen.

Weil sie der Sache auf den Grund gehen wollte und der singende Mann am ehesten dazu geeignet schien, Lenkas Annahmen zu bestätigen, suchte sie nach einer Möglichkeit, um zur Bahnhofsuhr zu gelangen.

Es dauerte nicht lange, und sie fand in einer Ecke der Halle eine kleine Wendeltreppe, die wahrscheinlich für den Hausmeister bestimmt war. Hinter Säulen und Portalen versteckt, führte sie vorbei an den Fenstern und Balustraden hinauf, über die Halle und Menschenmenge hinweg bis ins Innenleben des Uhrwerks hinein und immer weiter und höher bis zum Sims über der Uhr. Lenka machte sich auf den Weg nach oben.

Der Architekt hatte die Uhr in einen goldenen, reich verzierten runden Rahmen gesetzt, den zwei Marmorengel hielten. Da der Bildhauer sie mehr als lebensgroß ausgeführt hatte, maß jeder von ihnen fast zwei Meter, und in ihrer riesenhaften, steinernen Blässe machten sie nicht gerade einen freundlichen Eindruck. Das Mädchen ließ sich am abgewinkelten Bein des linken Engels langsam zum unteren Teil des Uhrwerks hinunter und setzte sich auf das goldene Blatt, das die Uhr von unten stützte.

Titel der Originalausgabe: *Muž z hodin: aneb proč se na podzim mění čas*

© Vratislav Maňák, 2014

Published by arrangement with Albatros Media a.s., Prague, Czech Republic

All rights reserved

Die Übersetzung dieses Buchs wurde vom Ministerium für Kultur
der Tschechischen Republik gefördert.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 der deutschen Ausgabe:

Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf

Covergestaltung, Layout und Satz von Sebastian Maiwind, Berlin

Coverzeichnung und Illustrationen © Igor Kuprin

Einband- und Vorsatzmaterial von peyer graphic, Leonberg

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden

bei Finidr in Český Těšín.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-7920-0369-5

www.karl-rauch-verlag.de